Ging es in Teil 2 um die theoretischen Begründungen wirtschaftsethischen Handelns, so fragt Litschka im Folgenden stärker *empirisch* nach der tatsächlichen Übernahme von Wertorientierung in die Unternehmen (Teil 3, S. 111-185). Zunächst werden modellhaft Formen der Corporate Responsibility vorgestellt und nach deren Balance gefragt. Dann werden (in 3.2) die Ergebnisse zweier qualitativer Untersuchungen mit Leitfadeninterviews, die auch Dilemma-Situationen enthalten, wiedergegeben: einmal äußern sich Professoren und Führungskräfte zu den Chancen und Barrieren für moralische Wertorientierungen in Unternehmen allgemein, dann Experten im Blick auf Medienunternehmen. Ausgewählte Antworten werden, in Themenblöcken geordnet, wiedergegeben (freilich auch immer wieder theoretisch reflektiert). Es folgt ein Vergleich zwischen den Unternehmensarten (3.3); schließlich wird, wieder von Praxismodellen her argumentierend, der Stakeholder Approach als die kommunikativste Form einer durchgängigen Wertorientierung hervorgehoben.

Im Teil 4, der die individuelle Verantwortung der Führungskraft behandelt, geht Litschka ähnlich vor: nach einer theoretischen Vergewisserung in der allgemeinen Ethik (4.1) und der US-amerikanischen Managementethik (4.2) werden Vorschläge und Erfahrungen im ethischen Redaktionsmanagement vorgestellt (4.3), um schließlich die Bekanntheit und tatsächliche Institutionalisierung eines Ethik-Managements mit Ergebnissen einer Online-Befragung (n: 400) zu veranschaulichen (4.4) und Konsequenzen für die Aus- und Weiterbildung von Medienmanagern zu ziehen (4.5).

Die Medien- und Kommunikationswissenschaft bekomme, so sein Fazit, „mit den vorgestellten wirtschaftsethischen Ansätzen ein sowohl theoretisch fundiertes als auch empirisch umsetzbares Analyseinstrumentarium zur Hand“ (269). Dem kann ich insgesamt zustimmen – vielleicht mit der Einschränkung, dass die empirisch angetroffenen *intuitiven* Werturteile (z. B. 118) weitere Untersuchungen (moralpsychologischer und berufsbiographischer Art) verdienen.

Litschka hat auf jeden Fall ein erstaunlich materialreiches und anregendes Opus vorgelegt und dabei auch die von ihm nicht favorisierten Ansätze fair und verständlich dargestellt. Ein Autoren- und Sachregister würde das nachträgliche Auffinden erleichtern. Positiv hervorgehoben seien seine Zusammenfassungen in Aufzählungspunkten und Grafiken (letztere sind gelegentlich in den Unterkategorien mit dünner und kleiner Schrift ausgeführt und dadurch schwer lesbar). Seine empirischen Untersuchungen bieten interessante Einzelergebnisse. Sie finden lediglich in der Tatsache ihre Grenzen, dass sie zunächst nur für Österreich Aussagekraft besitzen. Die großen medienethischen Herausforderungen müssen künftig mit oder gegen die Global Player der Internetwirtschaft bearbeitet werden.

Rüdiger Funiok

Teresa Naab / Daniela Schlütz / Wiebke Möhring / Jörg Matthes (Hrsg.)

Standardisierung und Flexibilisierung als Herausforderungen der kommunikations- und publizistikwissenschaftlichen Forschung

Köln: Halem, 2013. – 319 S.

(Methoden und Forschungslogik der Kommunikationswissenschaft; 9)

ISBN 978-3-86962-077-0

Der vorliegende Band aus der beachtenswerten Reihe zu „Methoden und Forschungslogik der Kommunikationswissenschaft“ befasst sich nicht in erster Linie mit den Vorteilen und Nachteilen quantitativer und qualitativer Methodologie – dazu liegt bereits ein anderer Band aus der Reihe vor (von Andreas Fahr 2011 herausgegeben). Vielmehr bewegt sich die auf die Hannoveraner Jahrestagung der DGPuK-Fachgruppe Methoden aufbauende Publikation weitgehend im Rahmen der quantitativen Forschung, innerhalb derer sich die Standardisierung graduell unterscheidet. Es geht also nicht prinzipiell um eine Diskussion über Standardisierung versus Offenheit, sondern darum, wie stark vereinheitlicht Methoden und Instrumente sein sollen, genauer: wo Vereinheitlichung und wo Flexibilisierung notwendig ist. Ein Großteil der Beiträge beschäftigt sich mit der Frage nach Standardisierungsmöglichkeiten von Methoden in Bereichen, in denen anscheinend eine offene, qualitative Vorgehensweise nahe liegt, etwa der Artikel von Geise und Rössler zur standardisierten Bildinhaltsanalyse oder Engelmanns Plädoyer für standardisierte Methoden im Bereich von Gesellschaftstheorien (hier: Journalismusforschung). Dabei gewinnt man den Eindruck, dass der Vorzug der standardisierten Verfahren auch darin liegt, dass sie auf der theoretischen Ebene zur Systematisierung zwingen (etwa im Beitrag von Peter und Fahr zu sozialen Vergleichsprozessen), was nicht das schlechteste Motiv wäre, standardisiert zu forschen, wiewohl es natürlich keine exklusive Eigenschaft standardisierter Methodik ist, systematisch zu arbeiten.

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2014-2-299 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Einige Beiträge behandeln methodologische Grundsatzfragen, die meisten konkrete anwendungsorientierte Probleme. Wirth und Scherer haben aus ihren Keynotes einen gemeinsamen, reflektierenden Aufsatz verfasst, der die Notwendigkeit, aber auch die Gefahren von (allzu stark betriebener) Standardisierung aufzeigt. Im Wesentlichen ist die sorgfältig abwägende Argumentation überzeugend. Warum jedoch die Kritik an der Verwendung standardisierter Methoden und Instrumente, diese greife in die Freiheit der Forschung ein und missachte wissenschaftliche Kreativität, einem romantischen Wissenschaftsideal entspreche und vorprofessionell sei (S. 21), bleibt unbegründet. Akzeptiert man nämlich Standardisierung und Flexibilisierung oder Offenheit als zwei gleichermaßen legitime Seiten wissenschaftlichen Forschens, darf man nicht die eine Einseitigkeit durch eine andere ersetzen. So gesehen, bilden Standardisierung und Flexibilisierung weder einen Antagonismus noch ein Kontinuum, sondern sind eher ebenenspezifisch anwendbar (siehe Geise und Rössler, S. 100). Möglicherweise ist eine doppelte Strategie der gleichzeitigen Anwendung in einem Forschungsprozess sogar förderlich, um die jeweils andere Vorgehensweise zu kontrollieren, wie Sowa, Hefner und Klimmt für das Konstrukt Medienkompetenz zeigen.

Manchmal tauchen alte Debatten bei neuen Anwendungen wieder auf: im Beitrag von Geise und Rössler die Frage, welche Inhalte bei Bildern manifest sind und ab wann Inferenzen beginnen. Wenn die Identifikation von Papst Benedikt eine Interpretation ist, weil wir streng genommen einen lächelnden alten Mann mit weißem Gewand „sehen" (S. 91), ist dies ebenfalls eine Inferenz (weil das Gesicht faltig ist, die Kleidung als „Gewand" interpretiert wird usw.). Weiter zurückgehende Inferenzen sind einfach nur stärker konventionalisiert (S. 94).

In einigen Beiträgen wird die dem Thema des Bandes übergeordnete Frage nach dem Verhältnis von qualitativer und quantitativer Methodologie thematisiert, etwa von Engelmann, von Baumann & Scherer oder von Lepa, allesamt sehr lesenswerte Beiträge, die zur Diskussion einladen. Hastall und Bilandzic beschäftigen sich mit der Frage, wie bei subjektiven Inhalten (hier: Normverletzungen) Zugriffs- und Inter-Coder-Reliabilität gewährleistet werden kann. Ähnlich ist auch die Fragestellung von Peter und Fahr, die ein Instrument zur Messung sozialer Vergleiche vorstellen. Um Messäquivalenz bei internationalen inhaltsanalytischen Vergleichen geht es im Beitrag von Wirth, Wettstein, Reichel und Kühne, hier eher auf die statistische Auswertung bezogen. Eine besondere Notwendigkeit flexibler Standardisierung ergibt sich bei Analysen des Nutzungsverhaltens im Internet, da dort die Inhalte nicht statisch vorliegen, sondern nutzerspezifisch „generiert" werden. Wie man mit solchen theoretischen wie methodischen Herausforderungen umgeht, zeigen Lünich, Hautzer und Rössler anhand einer „Live-Prozess-Codierung" und einem Mehrmethoden-Design.

Dieser Band, wie überhaupt die komplette Reihe, belegt, dass Sammelbände zu (Fachgruppen-)Tagungen nicht weniger wertvolle Publikationsformen sind. Die Tagungsvorträge wurden reviewed, und die daraus entstandenen Aufsätze wurden durch die Herausgeber gründlich editiert und korrigiert. Ihr Mehrwert besteht in der thematischen Kohärenz, der durch die Tagung bereits erfolgten Diskussion (die ein Reviewprozess nicht leisten kann) sowie in der Möglichkeit, breite Impulse zu setzen (was ein einzelner Zeitschriftenaufsatz nicht leisten kann). Die Beiträge sind methodisch originell und innovativ. Auch deshalb ist dem Band eine breite Rezeption zu wünschen.

Was mir allerdings fehlt, ist ein stärkerer Pluralismus: Die Frage, wie man standardisieren kann, dominiert deutlich über die andere Denkrichtung. Vielleicht korrespondiert dieser „Bias" mit der erkenntnistheoretischen Präferenz für Realismus und Objektivismus. Der Band bestätigt daher meinen Eindruck, dass die ganz grundsätzlichen Fragen ausgespart werden und man sich in der Fachgruppe Methoden lieber auf bewährtem Terrain bewegt. Das ist legitim, aber eine weiterführende methodologische Debatte wäre bei diesem Thema durchaus eine Option gewesen – oder sollten wir solche abstrakten Fragen lieber den Philosophen und Wissenschaftstheoretikern überlassen?

Armin Scholl

Senja Post

Wahrheitskriterien von Journalisten und Wissenschaftlern

Baden-Baden: Nomos, 2013. – 244 S.

ISBN 978-3-8487-0382-1

(Zugl.: Mainz, Univ., Diss., 2012)

Warum nehmen Journalisten sich nicht Wissenschaftler zum Vorbild? Nicht nur der von Senja Post gleich im ersten Abschnitt zitierte ehemalige US-amerikanische Journalist und Journalismuskritiker Philip Meyer behauptet, dass Zeitungsjournalisten die Verlässlichkeit ihrer Berichterstattung dadurch sichern könn-

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2014-2-299 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY